Literarische Geschichten als historische Quelle

Janne Günter

Nachwort

„Meine Geschichten sind nicht erfunden. Sie sind ein Stück meines Lebens" (Johann Grohnke). Wir spüren es.

Und doch: Vieles über das Leben des Geschichtenerzählers erfahren wir zwischen den Zeilen. Als Person hält Johann Grohnke sich eher im Hintergrund. So schreibt er keine Biographie, wie wir sie gewohnt sind, sondern er beschreibt sein Leben auf dem Weg über das Sichtbarmachen der Verhältnisse und der konkreten Orte in einer Weise, wie wir es in dieser Umkreisungstechnik eher vom Film her kennen. Was immer er sagt, sagt etwas über ihn aus, ohne daß er als Hauptperson in den Vordergrund tritt.

Warum sind diese „Erzählten Geschichten" wichtig? Mir scheint, vor allem aus zwei Gründen. Der erste betrifft den inhaltlichen, der zweite den methodischen Aspekt.

Als Zeitzeuge beschreibt Johann Grohnke eine lange Spanne: die zwanziger Jahre, die Anfänge des Nationalsozialismus, die Weltwirtschaftskrise, die Hitler-Zeit und die Nachkriegsepoche – bis in unsere Tage. Ständig sind die historischen Ereignisse der „Großwetterlage" in einer Hintergrundebene präsent. Und sie werden mit vielen Details konkret: in dem dichten, überschaubaren Geflecht einer Bergarbeitersiedlung, in der „einer den anderen kennt".

Die „Geschichten" sind Quellen – auf mehreren Ebenen. Interessant werden sie gleichermaßen für die Sozialgeschichte, Volkskunde, Kulturgeschichte sowie für Perspektiven einer Gefühlsgeschichte, wie sie – einer Anregung von Norbert Elias[1] folgend – geschrieben werden könnte. An ihrem Stoff lernen wir, daß Zunftgrenzen zwischen den Wissenschaften fiktiv und meist auch unproduktiv sind. Und daß die Parallelität, auch des Zugriffs zum selben Material, wechselseitig wirksam werden kann.

Hinter den Vordergrund der Ereignisse und hinter die Banalität von Abläufen zu schauen und das Sichtbare zu schildern fasziniert. Wir verfolgen den Prozeß der Lebensaneignung des Autors.

So lesen wir die Texte in mehreren Ebenen. Mit dem Spaß an der Erzählung. Als historische Quelle. Mit der Beklemmung des politisch denkenden Zeitgenossen. Und mit dem Gefühl, daß hier viele Menschen, deren Spuren sonst untergegangen wären, auf eine subtile Weise ein Denkmal erhielten.

Dieses Buch ist tatsächlich auch ein „Denk Mal!". Ein Denkmal für viele Menschen – unter ihnen für Wallek und Kala, für den Fischhändler und den Bohnenkaffee-Jan, für Dob und Onkel Wilhelm, für Heini Döhring und ganz besonders für den Vater des Autors.

Biographische Notizen. Wer ist Johann Grohnke? Und seine Familie?

Im Jahr der Jahrhundertwende 1900 kam der Vater, Martin Grohnke, aus Danzig ins Ruhrgebiet. Er wohnte zunächst bei seinem Bruder, der in dem jungen Industriegebiet Arbeit gesucht und gefunden hatte.

In der alten westpreußischen Heimat war Martin Grohnke Arbeiter im Danziger Hafen. Durch Rationalisierungen im Schiffstransport verdüsterten sich seine Erwerbsaussichten. Daher folgte er dem Ruf der Ruhrindustrie nach Arbeitskräften: er wanderte vom äußersten Osten des Kaiserreiches in den äußersten Westen. Dort verdingte er sich im Bergbau als Bergmann, als ungelernter Arbeiter.

Seine politische Haltung nahm er mit. „Mein Vater war Hafenarbeiter, diese Leute waren schon immer ein bißchen gewerkschaftlich orientiert."

Nach einer Spanne der Eingewöhnung sagten die Kollegen dem Junggesellen: „Es wird Zeit, dich nach einer Frau umzuschauen. Wenn du eine Wohnung in der Siedlung haben willst, mußt du verheiratet sein."

Großer Bergarbeiterstreik 1912. Martin Grohnke nutzte ihn, um etwas ganz anderes zu tun: er reiste mit der Eisenbahn in seine Heimat – in der Absicht, nicht ohne Frau zurückzukommen. Er fand sie. Ihre Eltern besaßen einen mittelgroßen, stattlichen Bauernhof.

Am Morgen vor der Hochzeit erfuhr die Mutter, welche politische Überzeugung Martin Grohnke hatte. Entsetzt sagte sie: „Der ist Sozialdemokrat: – – – ein Teufel!" Augenblicke danach waren die Papiere verschwunden. Ohne sie war eine Trauung unmöglich. Alle standen gelähmt. Da ergriff ein Schwager die Initiative: er fuhr in die Kreisstadt und besorgte neue. Mit einer Verzögerung von drei Stunden fand die Trauung statt. Unmittelbar nach der Hochzeit fuhr das Paar mit der Eisenbahn nach Oberhausen. Die beiden erhielten die gefragte Wohnung: in der Dunkelschlagsiedlung.

1913 kam ihr erstes Kind zur Welt. Sie nannten es Johann. Es wuchs in der Siedlung auf. Am Ende des Ersten Weltkrieges 1918 war der Junge fünf Jahre alt. Den Kapp-Putsch von 1920 erlebte der Siebenjährige, wie wir nachlesen können, schon sehr bewußt.

Mit 17 Jahren, 1930, begann er eine Lehre im Bergbau. In dieser Zeit zunehmender Arbeitslosigkeit war es schwierig, eine andere Lehrstelle zu bekommen. In der Zeche Sterkrade arbeitete Johann als Schlepper, Lehrhauer und Hauer. 1940 wechselte er in die Teerverwertung. Nach kurzem Kriegsdienst kam er 1945 in die Kokerei Jacobi.

Als Arbeiter mit antifaschistischer Einstellung war Johann Grohnke in den Jahren von 1933 bis 1945 sehr gefährdet. Sofort nach dem Ende der Hitler-Ära übernahm er Funktionen in der wiedergegründeten Bergbau-Gewerkschaft. Von 1945 bis 1968 war er Betriebsrat der Kokerei Jacobi. Dann – in der Kohlenkrise – „ging er früh auf Rente." Dreißig Jahre lang, von 1951 bis 1981, leitete er als 1. Vorsitzender die im Bergbau lokal organisierte IGBE-Ortsgruppe Sterkrade Mitte. Seit 1982 ist er deren Ehrenvorsitzender. In dieser Tätigkeit war er keine Person, die ich als „gut integriert" bezeichnen könnte. Oft wurde er argwöhnisch beäugt, weil er alles andere als orthodox war. So war er einer der wenigen Gewerkschaftsleute, die erkannten, daß Solidarität mehr sein muß als – bei aller Wertschätzung – günstige Tarifabschlüsse.

Sein Nachfolger im Gewerkschaftsvorsitz, Hans Willuweit, sagte über Johann Grohnke, er sei „nicht der Funktionär, der eine Villa im Tessin habe oder ein Dutzend Mietwohnungen in Berlin," sondern er besitze eine Haltung, die nie aus Funktionen irgendeinen Vorteil gezogen habe – sie sei vor allem geprägt „vom Mut und dem Willen, den Mutlosen Mut zu machen."

Nach dem Krieg trat Johann Grohnke in die Kommunistische Partei ein. Nach ihrem Verbot und ihrer Auflösung 1956 blieb er parteilos. Die konkrete Arbeit in der Gewerkschaft war ihm wichtiger als Parteien, zu denen er seine Distanzen hatte. Immer lebte er als ein im umfassenden Sinne aufmerksamer, politischer Zeitge-

nosse: es war ihm eine selbstverständliche Lebensebene, am öffentlichen Geschehen teilzunehmen. Das ging weit über die eigene Siedlung hinaus. Dies dokumentiert sich in zahlreichen Leserbriefen an die Lokalzeitungen. Sie würden ein Buch umfassen. Seine Ansichten sind meist unkonventionell. Er schreibt, was er denkt, auch wenn es unbequem ist.

Als eine der Folgen der Studentenbewegung entstanden seit 1972 zahlreiche „Arbeiter-Initiativen zur Erhaltung der abrißbedrohten Bergarbeiter-Siedlungen im Ruhrgebiet". Johann Grohnke war einer der ersten Engagierten.

Die sogenannten kleinen Leute erfahren für ihre Verdienste selten auch Ehren. So ist es eine Ausnahme, daß ihm doch eine Auszeichnung zukam: der Rheinland-Taler. Im September 1988 verlieh ihm der Landschaftsverband diese Auszeichnung. Diese Ehrung galt vor allem dem Erhalt der Dunkelschlagsiedlung und der Aufarbeitung ihrer Geschichte in zahlreichen Veröffentlichungen.

Johann Grohnke ist ein Mensch, der vielen Zeitgenossen auch Mut machen kann. An ihm wird ablesbar, wohin sich jemand entwickeln kann, der über keine institutionellen Bildungsvoraussetzungen verfügt, sich aber als „lesender Arbeiter" selbst gebildet hat und sich durch aktive Einmischung viele Erfahrungsfelder für das „Lernen im Leben" geschaffen hat.

Er blieb bescheiden. Einige Tage vor der Verleihung der Ehrennadel der Stadt Oberhausen bat er den Oberbürgermeister, an seiner Stelle die Auszeichnung lieber einer Frau Hettkamp zu geben: „Ihr Mann wurde unter Hitler hingerichtet. Sie war zwei Jahre im Zuchthaus. Ich bin der Meinung: Sie hat die Ehrung verdient."

In der Dammstraße der Dunkelschlagsiedlung leben Johann und Lydia Grohnke bis heute, 1991, in einem Zechenhaus – mit Blick auf den Wohnweg, die spielenden Nachbarkinder, die Ställe und Gärten.

Die Siedlung Dunkelschlag. Im zweiten Kapitel dieses Buches beschreibt Johann Grohnke bilderreich die Entstehung der Siedlung, ihre Bedeutung für die Bewohner und ihre Verknüpfung mit der Arbeit im Bergbau. Aber nicht nur dort, wo er ausdrücklich darauf eingeht, sondern auch in allen seinen „Geschichten aus dem Dunkelschlag" wird sichtbar, daß sie sich in spezifisch dichten Räumen abspielen: mit allen Verknotungen, die auch zu zeitlichen Verdichtungen führen – in Gärten, in denen die Leute pflanzen, ernten, Haustiere halten, auf Wohnwegen, wo die Kinder ihre Abenteuer erleben und sich mit den Erwachsenen auseinandersetzen. In diesem Gespinst ereignen sich Geschichten, die uns in den anonymen Städten literarisch montiert erscheinen mögen, die jedoch wie in aller wichtigen Literatur, aus einem persönlichen Erfahrungspotential geschöpft wurden.

Diese Siedlung war eine der vielen Werkskolonien, die um die Jahrhundertwende vor allem im Emschergebiet mit der Nordwanderung des Bergbaues und in der Konjunktur des weltweit ausgreifenden Wirtschaftsimperialismus gebaut wurden. Sie stand nicht allein mit den Notwendigkeiten der Unterbringung eines immens wachsenden Arbeitskräftepotentials in Zusammenhang, sondern auch mit einer neuen Denk- und Planungsstruktur.

Diese hatte ihre Vorläufer in England, Belgien und bei Krupp in Essen. Infrastrukturplanung setzte sich nun im Ruhrgebiet in aller Breite durch. Als Denkweise begriff sie, daß der Umfang und die technologi-

sche Entfaltung der Industrialisierung nur in entwickelter Form konkurrenzfähig sein konnten. Daher mußte dieser Wirtschaftskonjunktur auch ein Modernisierungsschub innerhalb der Gesellschaft folgen.

In dieser und in anderen Siedlungen wuchs eine Stammbelegschaft heran. Ihre Kontinuität zeigte sich in den Siedlungen in Familienstämmen. Nach dem Tod der Eltern ging die Wohnung meist problemlos in die Hände eines Sohnes über, der auch im Bergwerk beschäftigt war. Sozialhistoriker könnten hier über die letzten Ausläufer von uraltem, oft geradezu archaischem Stammes- bzw. Sippenverhalten nachdenken.

Die im Kreuzgrundriß gebauten Häuser waren eigentlich „vier Häuser unter einem Dach". Das Gefühl, in einem eigenen Haus zu wohnen, weckte in den Bewohnern das Bewußtsein, in dieses Haus auch investieren zu können: sowohl Arbeitskraft als auch Geld. Johann Grohnke: „Als nach dem Hitlerkrieg die meisten Häuser beschädigt waren, haben die Bewohner ohne große Diskussionen im Tauschverfahren die zerstörten Fensterscheiben erneuert und ihre schwerbeschädigten Zimmer wieder wohnlich hergerichtet." In anders strukturierten Wohnbereichen geschah das nicht in derselben Weise.

Die Mieter fühlten sich für das fremde Eigentum verantwortlich. Aber wie verhielten sich die reale Eigentümerin, die Thyssen AG, und die Verwalterin, die Bergbau AG? Bei ihnen wandelte sich das Verhältnis zu ihrem Eigentum tiefgreifend. Zunächst zogen sie selbst eine Wohnungsindustrie auf, die lieber Neubauten schuf als alte zu erhalten. Dann nahmen sie in Kauf, daß der „Bruchbau" unter Tage, der die Hohlräume nicht mehr verfüllte, zu besonders gravierenden Bergschäden führte.

Genau unterhalb der Dunkelschlagsiedlung entstand ein „Gebirgsriß": Es kam zu Erdverschiebungen und Einbrüchen, besonders in der Damm- und in der Zechenstraße, wo ein großer Teil der Häuser unter die Bruchkante geriet. Die Wohnungsverwaltung, die schon seit Jahren nachlässig mit Reparaturen umging, nahm dies zum Anlaß, die Häuser abzureißen. Um den Bewohnern den Eindruck unmittelbarer Einsturzgefahr zu geben, ließ sie zwei Häuser von außen mit einer demonstrativ aufwendigen Konstruktion abstützen.

Proteste. Trotzdem wurden 1981 die beiden Häuser abgerissen. Noch heute finden wir an ihrer Stelle zwei große leere Flächen. Weitere Gebäude sollten folgen. Wieder inszenierte die Wohnungsverwaltung durch Stützkonstruktionen psychologischen Druck auf die Bewohner.

Immer bedrohlicher wurde die Gefahr des Abrisses der gesamten Siedlung. Johann Grohnke, der vorher bei anderen Arbeiterinitiativen mitgearbeitet hatte, ergriff die Initiative zum Widerstand.

Von Anfang an arbeitete er auf zwei Ebenen: als Vorsitzender der örtlichen Gewerkschaft und als Gründer dieser Bürgerinitiative. Eine solche Konstellation war für das Ruhrgebiet ungewöhnlich. Denn in der Regel lehnten die Gewerkschaften die Bürgerinitiativen ab, die sich wiederum darüber beklagten. Beim Kampf um die Dunkelschlagsiedlung aber wirkte Johann Grohnke als Bindeglied. „In der Kombination lag der Erfolg", sagt er heute.

Diese Strategie verband ihn mit den zahlreichen Arbeiterinitiativen des Ruhrgebietes: Sie wiesen auf die positiven Möglichkeiten der Siedlungsstruktur hin, die von Außenstehenden zunächst kaum gesehen wurden. In einem Leserbrief schrieb Grohn-

ke: „Diese Siedlung zu zerstören, heißt nichts anderes als ihre Geschichte zu vernichten . . . Das Besondere . . . ist die soziale Struktur, die hier noch in Ordnung ist . . . Deshalb darf die Dunkelschlagsiedlung nicht sterben . . ."

Es gelang, den Abriß der Häuser zu stoppen. Am 7. März 1987 wurde die Siedlung unter Denkmalschutz gestellt. Maßgeblich daran beteiligt war die damalige städtische Denkmalpflegerin Elke Olschewski. Es folgte eine fachgerechte Restaurierung.

Die nächste Bedrohung: die Trassenführung der L 215 wurde mitten durch die Siedlung geplant. Sie sah den Abriß von ungefähr zehn Häusern, also vierzig Wohnungen, vor. Mit Hilfe einer Bürgerinitiative in Buschhausen und wiederum der örtlichen Gewerkschaft – in beiden wirkte Johann Grohnke aktiv mit – wurde die Planung verändert.[2]

Als Frage bleibt: Was geschieht, wenn, wie allenthalben im Ruhrgebiet, auch die Dunkelschlagsiedlung privatisiert wird? Der heute herrschende Zeitgeist der Privatisierung würde sie sehr gefährden. Was kann er mit den Werten des gemeinsamen Zusammenlebens, die sich in den Baudetails und im Wohnweg ausdrücken, heute noch anfangen? Es ist nicht erkennbar, daß Oberhausen den politischen Willen hat, diese historischen Werte gegen ein atomistisches Denken mit einer ganz entschiedenen Satzung zu schützen. Was für Nördlingen und Rothenburg selbstverständlich ist, bleibt – bei aller gestiegenen Wertschätzung für die Arbeitersiedlungen im Ruhrgebiet – ein großes Problem.

Nachdem nun durch die Bürgerinitiativen im gesamten Ruhrgebiet Wohnbereiche für rund 500 000 Menschen gerettet wurden, erkannten allerorts viele Menschen, Behörden und Politiker, daß diese Siedlungen zu den Filetstücken des Ruhrgebietes gehören.

Dazu gibt es inzwischen eine Fülle an Literatur. In diese Kette ist das vorliegende Buch auch einzuordnen. Waren Untersuchungen der Arbeitersiedlungen seit 1972 häufig der Versuch, sie von innen her zu beschreiben (ein wissenschaftsmethodisch interessantes Unternehmen), so sind Johann Grohnkes Geschichten ein Höhepunkt dieser Intention der „Beschreibung von innen".

Kollektive Erfahrung, wie sie die Geschichten von Johann Grohnke aus einem dreiviertel Jahrhundert vermitteln, stellt sich in einer mikrostrukturellen Ebene als Sozial- und Gefühlsgeschichte dar.

Wie feiern die Leute ihre Feste? Die Fronleichnamskirmes, den Polterabend, die Hochzeit?

Wie gingen die Kinder miteinander um? Sie behandelten sich nicht gerade liebevoll, sondern oft ruppig. Häufig passierte es, daß sie sich körperlich anrempelten, aber das löste anscheinend subjektiv weniger aus als heute.

Wir lernten die für die Kinder schwierige Ambivalenz der Freundschaft mit dem Schwein als Haustier und als Objekt kennen. Wenn es vor aller Augen auf dem Hof geschlachtet wurde, waren sie traurig – aber sie freuten sich in den Zeiten des Mangels über Wurst, Schinken und Fleisch.

In den Texten finden wir wichtige und spannende Informationen: über Themen, die von Menschen in diesen Zeiten diskutiert wurden. Über innere Dynamik. Über Formen des Diskurses. Über affektive und argumentative Kommunikation. Über ihre Rhetoriken. Über Denkweisen. Über den Bezug zwischen Gesprächskommunikation

und Handlung. Über Reaktionen auf Handlungen.

Die Geschichten liefern uns Hinweise auf die Pluralität von Normen, die parallel nebeneinander existierten. Zum Beispiel waren die Gefühle in bezug auf Sauberkeit unterschiedlich ausgeprägt. Achazius steckte den Pferdemist in die Jackentaschen – dafür verlachten ihn Nachbarn, die einen anderen Umgang mit Sauberkeit hatten.

Wir sehen, daß innerhalb eines tragenden Gruppenkonsenses das Aufwachsen in der Siedlung auch Raum für einen Nonkonformismus enthielt. Nicht zufällig zählte Johann Grohnke zu den nicht so häufigen Betriebsräten, die sich auf die üblichen Schemata nicht einließen und oft die Gewerkschaftshierarchie ignorierten.

Aufgrund einer Realitätserfahrung, die objektiv vielschichtig ist und subjektiv differenziert wahrgenommen und verarbeitet wird, macht der Autor keinen Hehl daraus, daß keineswegs verallgemeinert werden kann, was in seinem Horizont erscheint. Die Nachbarn haben ein Spektrum von unterschiedlichen Positionen.

Jeder Verhaltenstyp, der sich vom anderen – bei allen auch ähnlichen Mustern – unterscheidet, widerlegt die These von der Einförmigkeit der Masse. Dies läßt vermuten, daß die Verbreitung der Bezeichnung „Masse" eher eine Reaktion auf das Konstrukt einer Masse in der zweiten Wirklichkeit der Massen-Medien ist, die seit dem 19. Jahrhundert entstanden. In der Siedlung gab es Raum für vielerlei Originelles. Denn sie war kein jahrhundertelang gewachsenes, homogenes Dorf, sondern ein Schmelztiegel für Menschen, die aus allen Teilen Europas zusammenkamen und von dort vielerlei Eigenarten mitbrachten. Da die Leute ganz unterschiedliche Schicksale hatten, war auch die Toleranz gegenüber den Verhaltensweisen der anderen zwangsläufig weit größer als in einem Bauerndorf.

Johann Grohnke führt seinen Nachbarn nicht als Idealsubjekt des Arbeiters vor, sondern er zeigt die Bewohner der Siedlung in all ihrer menschlichen Vielschichtigkeit. Die vorliegenden „Geschichten" geben die schillerndsten Details, auch wenn es oft nicht leicht ist, sie zu verarbeiten.

Der Autor läßt die einzelnen Personen in ihrer Lebensfülle sichtbar werden. Der Vater ist ein politisch hoch engagierter Mann. Aber er hat nichts Verkniffenes, sondern verhält sich handfest, praktisch und vor allem mit viel Humor.

Was ist das für eine Art von Humor, den die Menschen hier entwickeln? Alles, auch die Witze, haben mit sozialer Wahrnehmung, mit Kommunikation und Verständigung sowie mit gemeinsamen Erfahrungen zu tun.

Wir lernen viele Ebenen von Konflikt- und Streitformen kennen. An den „Geschichten" sehen wir, daß Deutschland unter einer langen und erschreckenden Tradition einer Polarisierung zwischen Links und Rechts leidet. Nur so ist auch erklärlich, wie es zu der Fülle an Denunziationen kommen konnte, die Johann Grohnke ebenfalls beschreibt.

In solch dichten Geweben wie im unterirdischen Labyrinth der Zeche und im oberirdischen Labyrinth der Siedlung konnte sich auch die Widerständigkeit gegenüber einem pseudo-sozialen System wie dem Nationalsozialismus mit Maßen halten. Buchstäblich in der Ebene der Gedankenfreiheit. Die Dunkelschlagsiedlung wurde eine Hochburg des Antifaschismus. Hier ahnten viele Menschen auch den Krieg voraus.

So sind Grohnkes Erfahrungen geprägt

von einem Potential an Widerständigkeit und an aktivem Verhalten – orientiert an politischen Lebens- und Gesellschaftszielen.

Dies drückt sich unterschwellig und zugleich konkret aus: Mit Zeichensprache, Witz, rechtzeitigen Warnungen, Informationsweitergabe, kleinen Hilfen, auch mit der List der Vernunft und vielen Tricks.

Erzähltradition und Aufschreiben. Die „Geschichten" gehören nicht in den Bereich der Oral History, d. h. der Quellensicherung durch aufgezeichnete mündliche Berichte, sondern sie sind Ergebnisse einer uralten Erzähltradition.

Diese Erzähltradition war in den Bergarbeitersiedlungen sehr dicht. Dort lebten die Menschen neben- und miteinander, in vielfältiger Weise aufeinander angewiesen, tauschten nicht nur materielle Güter, sondern vor allem Erlebnisse, Erfahrungen und Gefühle aus.

Die Geschichten sind auch Ergebnisse einer Erzähltradition, in der die Leute sich gern auf die Vergangenheit bezogen. Denn in dieser Vergangenheit gab es vieles, auf das sie stolz waren: zum Beispiel, wie sie auf den Kapp-Putsch von 1920 reagierten oder auf welche Weise sie die ersten Nazis aus der Siedlung vertrieben.

Wir merken es den Geschichten an, daß sie oft weitergegeben wurden. Immer wieder. Der Autor weiß, an welchen Stellen er ausholen muß und wo er die Pointen zu setzen hat. Kurz: Er versteht es zu inszenieren.

Was mündlich erzählt wird, hat eine Ambivalenz: es besitzt den Zauber des unmittelbaren dichten Augenblicks, aber auch seine Vergänglichkeit.

Indem Johann Grohnke aufschreibt, geht er einen Schritt weiter als seine Nachbarn. Er erobert sich ein Medium, das ihm zunächst nicht selbstverständlich zur Verfügung steht.

Diesen Schritt zur Schriftlichkeit finden wir bei Arbeitern selten. In dieser Bevölkerungsschicht ist die Produktion von Geschichten ungewöhnlich, in denen das Bewegliche, das hohen Reiz besitzt, festgelegt wird.

Wie kommt Johann Grohnke dazu? – „Ich will weitergeben, was ich erlebt habe. Ich war dabei." – Andere waren auch dabei und schreiben nicht. Warum schreibt er? – „Wir leben in einer so schnellebigen Zeit. Die Leute vergessen rasch . . ." Ist das der Grund? Will er Erlebtes und Erfahrenes festhalten, um es einer kommenden Generation mitzuteilen? – „Ich schreibe meine Erinnerungen auf, um unserer Jugend ein wahrheitsgetreues Bild der dunkelsten Zeit deutscher Geschichte zu vermitteln. Sie hatte ihren Anfang nicht am 30. Januar 1933, sondern sie begann 1920, als reaktionäre Kräfte während des sogenannten Kapp-Putsches die Demokratie zu stürzen versuchten und damit die Hitler-Ära einleiteten."

Johann Grohnke begreift sich als Zeitzeuge. Das ist eine Dimension, die der Alltag der Bevölkerung gewöhnlich nicht in sich birgt. Wenn wir über dieses Aufbruchsphänomen nachdenken, kann deutlich werden, wie Geschichtsschreibung entsteht.

Der Autor setzt nicht nur auf sein eigenes Erleben, sondern entwickelt ein Gespür für Zusammenhänge und darüber hinaus für historische Wurzeln. Seine vor allem über den Vater entstandene politische Sozialisation ließ ihn von Kindesbeinen an persönliche Geschichte immer mehrschichtig verarbeiten: zugleich als kollektive Geschichte.

Genau besehen enthüllt sich das Aufschreiben der mündlich erzählten Geschichten als Symbol einer tiefreichenden historischen Krise. Denn in den Brüchen der Industrialisierung wird die Vermittlung von Lebenserfahrungen zwischen den Generationen problematisch. Die Gefahr, daß der Faden zerreißt, verstärkt sich vor allem durch einen weiteren folgenreichen Bruch: In den tagtäglichen Gewittern der Bewußtseinsindustrie ist die Paralysierung der Generationenkontinuität vorprogrammiert. So droht uns die Reduktion der Erfahrung auf den jeweiligen eigenen Lebenslauf. Doch in der suggestiven Augenblicksfixierung der Massenmedien ist selbst dieses Bewußtsein für die Kontinuität der eigenen Lebensgeschichte hochgradig in Gefahr geraten.

Weil wir heute meist auf den erzählenden Großvater verzichten müssen, wird es um so wichtiger, einen dieser erfahrungsbeladenen Großväter als Schreiber zu finden.

Ich sehe mich jetzt beim Nachdenken über Johann Grohnkes Texte noch einmal mit meinen eigenen Erfahrungen konfrontiert, die ich 1975 in einer anderen, ähnlich strukturierten Siedlung derselben Stadt machen konnte: in Eisenheim, der ältesten Arbeitersiedlung des Ruhrgebiets, rund sechs Kilometer von der Dunkelschlagsiedlung entfernt.[3]

Mich erinnern die Geschichten des Autors an eine Struktur, die damals, vor 15 Jahren, noch erlebbar war. Inzwischen hat sie sich verändert. Vieles ist verschwunden. Manches ist geblieben. Innerhalb eines so relativ kurzen Zeitraumes werden die Dimensionen des historischen Wandels deutlich und in ihrer Problematik spürbar.

Der Prozeß des Schreibens. Versuchen wir, den Prozeß des Schreibens von Johann Grohnke zu erfahren. Er wollte nicht nur Zeitzeuge sein, sondern auch seine Meinung sagen. Er hat immer gern und spannend erzählt. Irgendwann dehnte er seinen Mitteilungswunsch über den Kreis der unmittelbar zuhörenden Nachbarn aus. 1955 begann er, Leserbriefe an die örtlichen Zeitungen zu schreiben. 1974 holte ihn die Arbeitsgemeinschaft der Bürgerinitiativen für die Rettung der Zechensiedlungen in die Redaktion ihrer Zeitung, des „Ruhr-Volksblattes", nach dem „Kölner Volksblatt" der zweiten alternativen Zeitung in Nordrhein-Westfalen.

Um die Mitte der siebziger Jahre entstanden erste kleine Geschichten. Roland Günter bestärkte ihn, das Schreiben fortzusetzen und es zu vertiefen. Sobald Johann Grohnke eine Geschichte handschriftlich in großen Buchstaben auf drei, vier Seiten festgehalten hatte, schickte er sie Roland Günter zu. Dieser hängte sich meist unmittelbar nach dem Lesen ans Telefon: „Johann, mach weiter: Deine Geschichten sind wichtig." Oft machten sie miteinander Spaziergänge und wenn dann Johann erzählte, blieb Roland Günter stehen, sah ihn an und sagte: „Schreib das auf, Johann!"

Die ersten Manuskripte spiegelten die Adaption einer Hochsprache, die sich im Arbeiterbereich weitgehend über die Bürokratie entwickelt hatte: emotional und dramaturgisch gezähmt. Roland Günter ermunterte Johann Grohnke, seine anschauliche mündliche Erzählsprache auch in die Schriftlichkeit zu überführen, um seine eigenen, lange geübten und gespeicherten Spracherfahrungen produktiv nutzen zu können. Immer wieder besprach er mit ihm die Entwicklung seiner dramaturgischen Fähigkeiten.

Auch beim Lektorieren der niedergeschriebenen Geschichten kam es in erster Linie darauf an, die hin und wieder noch vorhandenen Spuren der Bürokraten-Sprache hinter sich zu lassen. Mehrmals liefen die „Geschichten" zwischen dem Autor und der Lektorin hin und her. Selbstverständlich hatte der Autor das „letzte Wort".

Alle diese „Geschichten" sind dramatisch angelegt. Dieser Schatz der dramatischen Erzählweise wurde durch Lektoratsarbeit noch weiter gehoben, damit die „Geschichten" auch über ihre niedergeschriebene Form ihre mündliche Erzähldichte bewahrten. Der Schreibprofi weiß, daß er ohne sieben Korrekturen keinen Text zum Drucken geben kann. Damit hatte der „schreibende Arbeiter" natürlich Probleme. Daher war es notwendig, mit ihm in einen ähnlichen Prozeß zu gehen.

Das ist natürlich eine katalysatorische Anregung von außen, aber sie entwickelte lediglich, was bereits da war: die vorhandenen Ressourcen. Die Intentionen gingen dahin, in der knappsten, bildhaftesten Weise, ähnlich wie im Sprechtheater, darzustellen. Es klingt wie Anachronismus, daß auf dem Weg über den Bildschirm ein Prozeß ablief, der die Unmittelbarkeit der Mündlichkeit herausarbeitete, die zunächst auf dem Schriftweg zum Teil in Gefahr geraten war.

In diesem Prozeß verwandelten sich auch die Titel: von der Beschreibung zum Neugierigmachen.

Es gab Diskussionen über die Anordnung der Reihenfolge der „Geschichten". Johann Grohnke und die Lektorin entschieden sich für eine historische Dramaturgie und gegen eine themen-systematische. Sie hielten sie für angemessener im Hinblick auf den literarischen Charakter. Außerdem entspricht sie den Erfahrungen eines breiten Publikums.

Die Erzählweise von Johann Grohnke verfügt, bei aller Einfachheit, über eine eigentümliche Raffinesse. Der Autor versteht es, Spannungen einzufädeln, zu verzögern und mit einer Technik, wie sie auch der Filmschnitt verwendet, aufzuhalten.

Dazu gehört, daß der Zuschauer in einem Handlungsablauf immer wieder kurz angehalten wird, damit er genauer hinschauen kann. So werden die Charakteristiken der auftretenden Personen, Kausalzusammenhänge von Verhältnissen oder auch Gegenstände in ihrer genauen Funktion deutlicher.

Grohnke benutzt im Prinzip auch die Differenzierungsschritte des Films: Totale, Halbtotale und Naheinstellung. Allgemeine Aussagen entsprechen der Totalen. In der Halbtotalen spielt sich im wesentlichen die Handlung ab. Wir sehen darin Szenen von Menschen, meist in Gesprächen. In der Naheinstellung erkennen wir sprechende, schweigende, leidende oder lachende Gesichter.

So hat die aufgeschriebene Erzählung sich die Sinnlichkeit und Rhetorik der mündlichen Darstellung bewahrt: oft entsteht das Gefühl, daß Johann Grohnke seine Geschichten auf dem Wohnweg hinter dem Haus seinen Nachbarn oder deren Kindern erzählt.

Literatur als Quelle. Wir haben es in den „Geschichten" nicht mit lebensgeschichtlichen Interviews (Oral History) zu tun, sondern mit literarischer Verarbeitung von Lebenserzählungen.

Was heißt literarisch? So nah es geht, am Ereignis zu sein. Im Vordergrund steht die Handlungsebene. Alles spielt sich darin ab; die kleinen wie die großen Ereignisse.

Dadurch kann sich eine hohe Komplexität der Handlung ausdrücken. Menschen, die in der Sicht des Alltags eher blaß erscheinen, werden in einer Sprachebene mit literarischen Fähigkeiten für den Leser in großer Intensität spürbar.

Können wir Grohnkes „Geschichten" als sozialgeschichtliche oder volkskundliche Quelle verwenden?

Zunächst bietet sich an, mit ihnen so umzugehen, wie wir auch sonst mit Literatur arbeiten, beispielsweise mit so großartigen Autoren wie Theodor Fontane und Émile Zola.

Wie bei Fontane, Zola und anderen Literaten, finden wir in Grohnkes Geschichten eine Komplexität der Darstellung, die abstrakte wissenschaftliche Untersuchungen nicht besitzen. Die Erzählform bietet Einblick in viele Details, die das Alltagsleben bestimmen. Es sind Details, die in der Geschichtsschreibung und auch in der Sozialgeschichte buchstäblich unter den Tisch fallen. Erst langsam lernen wir, sie zu lesen: Wofür stehen sie? Was macht sich daran fest? Wie sehen ihre symbolischen Bedeutungen aus?

Wir erfahren, welche Lebens-Phantasie Kinder entwickeln, um Rateneintreiber fortzuschicken. Das steht für die Einbeziehung der Kinder in die Überlebensproblematik der Familie. Wir sehen, daß die Heringe nach dem Kauf zunächst in den Spülstein geschüttet wurden. Das steht für die Anlieferung einer Naturressource in einem noch wenig bearbeiteten Stadium der Umwandlung in Eßbares. Wir hören, daß die Mutter die Fahne in das Bettzeug einnäht, um sie dem Zugriff der Nazis zu entziehen. Das steht für die List der Ohnmächtigen, in der die handfesten Erfahrungen der Frauen ein wichtiges Potential bilden. Wir staunen darüber, wie sich Kinder an „Hundstagen" auf alle mögliche Weise ihre Abkühlung holen. Das steht für die in der Not entwickelte Findigkeit, ein Vergnügen ohne einen Pfennig Geld zu bekommen.

In dieser Fülle von Details wird das Eingebundensein in den Überlebensprozeß um vieles deutlicher als durch einen abstrakten Satz, wie wir ihn beispielsweise in einer soziologischen Abhandlung lesen können: „Auch die Kinder waren in den Überlebenskampf integriert."

Details sind als Materialebene unerläßlich. Mit ihrer Hilfe gewinnen wir einen Einblick in Mikrostrukturen der Lebensverhältnisse. Aus ihnen lassen sich mit entwickelten Fragestellungen zusammenhängende und weitreichende Folgerungen gewinnen. Je genauer das Material, um so geringer ist die Gefahr, daß die Schlüsse spekulativ werden.

Grohnkes Geschichten zeigen vor allem etwas, was die literarische Form besonders gut auszudrücken vermag: Die Mehrschichtigkeit. Der politische Vater – die fromme Mutter. Die Mutter denkt an die Lebensmittel – und verteidigt als Schwangere „wie eine Löwin" die Wohnung gegen hausdurchsuchende Soldaten – und befreit schließlich ihren Mann aus dem Gefängnis.

Deutlich werden die Übergänge von einer Ebene in die andere, aber auch ihre Spannungen, Kontraste, Sprünge, Brüche. Das volle Leben läßt sich nicht auf eine Ebene reduzieren. Der Text ist, so gelesen, ein Dokument gegen Reduktion und auch gegen Orthodoxien.

Reflektieren wir das Medium der Wissenschaft, d. h. ihre Publikationsform, dann wird sichtbar, daß dort häufig lineares Denken und vorzeitige Abstraktion durch das Schlagen von schnellen großen Bögen eine

übergroße Faszination ausüben. Demgegenüber hat die Literatur eine Tradition der Beobachtung von faßbaren Gestalten, von konkreten Lebensweisen, von vielfältigen Prozessen und von wechselseitigen Verwicklungen. Diese literarische Tradition steckt in den Texten von Johann Grohnke. Darum sind sie als Geschichten angelegt.

Vor allem bringen diese „Geschichten" die reale Prozeßhaftigkeit zur Darstellung: eine Ebene, mit der sich die Wissenschaft schwer tut. So wichtig die Abstraktion ist, darf sie jedoch Dimensionen der Individuen wie konkrete Sinnlichkeit und Prozeßhaftigkeit nicht in „Lebens-Gefahr" bringen.

Wie Blei hängt an der Geschichtsschreibung die Tradition der Monumentalgeschichte. Selbst die Sozialgeschichte vermochte sich nicht vollständig aus ihren Fängen zu befreien. Daher nutzt es der Geschichtswissenschaft, sich mit dem Korrektiv der Literatur auseinanderzusetzen. Diese sammelt empirisch individuelle Erfahrungen und versucht, sie zu durchleuchten.

Auch die Tatsache, daß Literatur aus mehreren Gründen in symbolischen Ebenen operiert, darf die Wissenschaft nicht länger dazu führen, ihre Fruchtbarkeit zu unterschätzen.

Quellenkritische Bemerkungen: Subjektives Bewußtsein und wissenschaftliche Quelle. Ist eine solche Quelle, die oft als subjektiv abgetan wird, wirklich wissenschaftlich unbrauchbar?

Die Probleme der Quellenkritik liegen in diesem Text auf unterschiedlichen Ebenen. Man muß sie auseinanderhalten. In der literarischen Ebene handelt es sich zunächst um eine Autoren-Geschichte, in der der Autor mitteilt, was ihn heute oder vor zehn Jahren, zur Entstehungszeit mancher Geschichten, als Person subjektiv bewegte. In der ersten Quellen-Ebene beziehen sich die „Geschichten", Quellen also, im wesentlichen auf die Zeit des Niederschreibens.

Nun gibt es das durchaus berechtigte Interesse, den Schreiber auch als einen Historiker zu nutzen. Er hat bei aller literarischen Priorität selbst einen solchen Anspruch. Und er läßt sich auch daran messen. So hat mit dem Manuskript kritisch auch Bodo Herzog gearbeitet. Dafür sei ihm gedankt. Bis zu einem bestimmten Punkt haben wir versucht, eine Anzahl von Nachklärungen durchzuführen. Das ist nicht immer gelungen. Manche Sachverhalte waren auch deshalb nicht weiter aufzuhellen, weil niemand sie zusätzlich belegt hat. Oft brachten die damaligen Tageszeitungen keinen Nachweis. Oder ihre Hinweise waren auf ihre Weise selektiv. Für den Sozialhistoriker bleibt manches Detail offen und vieles weiter zu klären – eine Aufgabe, die der „schreibende Arbeiter" nicht übernehmen kann und die auch die Ebene eines Nachwortes in diesem Buch, vor allem im Hinblick auf den eingeschränkten Darstellungsraum, überfordern würde.

Inzwischen gehört es zu den erkenntnistheoretischen Selbstverständlichkeiten der Wissenschaft, daß auch jeder wissenschaftliche Satz durch das „Nadelöhr des subjektiven Bewußtseins" geht.

So ist lediglich zu unterscheiden: einerseits zwischen Behauptungen mit wenig Versuch und Hintergrund der Absicherung und andererseits Sätzen, in denen der Autor sich einer großen Mühe unterzog, den Zusammenhang von Sprachzeichen und Erfahrungen zu sichern. Dies ist der Kern eines aufgeklärten Nachweis-Verfahrens, das gleichermaßen in Wissenschaft wie in Literatur wirksam ist.

Eine kritische Untersuchung kommt nicht umhin, festzustellen, daß Johann Grohnkes Sprache präzise und seine Beschreibung von Personen und Szenen genau ist. Er unternimmt ständig den Versuch, vergleichend zu unterscheiden. Darüber hinaus lassen sich die beschriebenen Ereignisse schichtweise überprüfen – an Aussagen weiterer Zeitgenossen im lokalen Umkreis, in Zeitungsartikeln und an der regionalen wie deutschen Geschichte. Oft zieht Grohnke weitere Autoren zur Absicherung und Ausweitung seiner Behauptungen hinzu, zum Beispiel Erhard Lucas für den Kapp-Putsch.[4]

In der Wissenschaftsentwicklung ist absehbar, daß es immer spannender wird, an methodischen Gelenkstellen zu arbeiten. Dazu bilden die Geschichten von Johann Grohnke ein Beispiel und eine Herausforderung.

Der Blickwinkel. Es ist wichtig, sich vor Augen zu stellen, unter welcher Perspektive Johann Grohnke seine Geschichten erzählt. Die Perspektive bildet den Blickwinkel auf die Geschehnisse. Darüber hinaus gibt sie bereichsweise sogar Aufschluß über Ereignisse, die er nicht mit einbezieht.

Folgen wir seiner Zeit des Aufwachsens, so können wir im wesentlichen drei Blickwinkel unterscheiden. Erstens: den Blickwinkel des Kindes – von 1913 bis 1930. Und zwar des männlichen Kindes, des Jungen. Zweitens: den Blickwinkel des jungen Menschen, der eine Lehre im Bergbau macht und anschließend dort arbeitet – seit 1930. Drittens: den Blickwinkel des erwachsenen Mannes.

Aus dem Blickwinkel des Jungen erfahren wir: Die Mutter ist für die Hausarbeit zuständig, der Vater für die Erwerbsarbeit. Der kleine Johann registriert so gut wie nichts von dem, was die Mutter im einzelnen tut. Man kann sich vorstellen, daß eine erzählende Frau aus der Mädchen-Perspektive sehr viel mehr darüber berichtet hätte, unter welch schwierigen Bedingungen die Mutter für die Lebenserhaltung der Familie verantwortlich war. Trotz der schwierigen Verhältnisse werden in der Siedlung die Jungen weit weniger in den Haushalt eingebunden als die Mädchen.

Nur einmal wird die Mutter nicht als die zögerliche, sondern als die kämpfende Frau beschrieben. Johann Grohnke schildert, wie sie als Schwangere „wie eine Löwin" die Wohnung gegen hausdurchsuchende Soldaten verteidigt, und es ihr sogar gelingt, ihren Mann aus dem Gefängnis freizubekommen. An dieser Stelle denke ich: „Das muß eine tolle Frau gewesen sein." Sie war es sicher nicht nur in dieser Situation.

Wieviel ist da weggelassen? Vielleicht, weil der Junge den Alltag der Mutter nicht so spannend findet wie das, was die Männer in Szene setzen, mit denen er sich viel eher identifiziert.

Das Fehlen der Einbeziehung von wichtigen frauenspezifischen Rollen und Erfahrungen möchte ich nicht als Vorwurf verstanden wissen, sondern ich will hier nur darauf hinweisen, warum das so ist. Und es soll über den Text hinaus ergänzend die Aufmerksamkeit darauf lenken, daß Frauen in dieser Zeit eine weit wichtigere Funktion zur Lebensbewältigung haben, als diese Geschichten ahnen lassen.[5]

Tiefgreifend prägt den Jungen die Identifikation mit dem Vater. So hat er seit Kindheitstagen das Widerstandleisten als selbstverständliche Grundhaltung gegen alle „Ungerechtigkeiten" übernommen. Sein ganzes Leben begleitet eine Widerstands-

haltung, die er als Siebenjähriger auf dem Weg über den Vater in den Tagen des Kapp-Putsches internalisiert: der Vater nimmt ihn an die Hand und so gerät er mit ihm in eine Kette von brisanten politischen Ereignissen.

Die Bedeutung dieser Aktionen kann der Junge in diesem Alter eher emotional spüren als rational verstehen. Der Vater, den er liebt und bewundert, läßt ihn seinen eigenen Wert erleben. Denn ohne ihn, den Sohn, hätte – so erfahren wir – die besorgte Mutter den Vater damals nicht gehen lassen. So ist der Junge nicht nur ein stummer Beobachter, sondern ein wichtiger Akteur. Das muß dieses Kind tief wahrgenommen haben, so daß diese Schlüsselerfahrung sein Leben prägte.

Ein weiterer elementarer Bezugspunkt war die Siedlung: Sie besaß eine homogene Nachbarschaftsstruktur. Daher kommen die Kinder wenig mit Kindern anderer Schichten in Berührung.

Die Siedlung besitzt, ähnlich den vielen weiteren im Ruhrgebiet, auch homogene Wohnformen. Gleiche Wohnungen für fast alle Familien. Dies steht dafür, daß es im Bergbau kaum Qualifikationsdifferenzen gibt und daß die Zeche daher allen das Gleiche zuteilt.

Johann Grohnke beschreibt eindrucksvoll, wie dicht er in den Prozeß des Überleben-Müssens eingewoben ist. Zwar gibt es für die Kinder so etwas wie Freizeit, aber selbst in ihr ist die starke Einbindung in den täglichen Lebenskampf greifbar: sie sammeln Brennmaterial und Nahrungsmittel, sie erleben die Hamsterfahrten und das Schweineschlachten.

Die Kinder nehmen an allem teil, was sich im öffentlichen Raum der Siedlung abspielt. Sichtbar ist, daß es wenig Trennung von Kinder- und Erwachsenenwelt gibt. Ein Beispiel: Die Haltung des Widerstandes kommt – über den Vater – aus der Erwachsenenwelt.

Auch wenn Johann Grohnke diesen Teil seiner Geschichte als alter Mann niederschrieb, stecken in ihm nicht nur die Erfahrungen, sondern auch der Blickwinkel des Kindes. So kann eine Geschichtsschreibung, die sich zunehmend differenziert, für diese Quelle dankbar sein: auch als ein Beitrag zu einer Geschichte der Kindheit.

Mit dem Eintritt in die Lehre, mit 17 Jahren, entsteht der zweite Blickwinkel, die Sicht des jungen Menschen. Was findet der jugendliche Johann erzählenswert?

Er gliedert sich in den Arbeitsprozeß unter Tage ein.

Er sieht einen Kontrast: Individuell hat er um 1930 relativ viel Geld in der Tasche. Kollektiv geht es jedoch den meisten Menschen in dieser Zeit der Arbeitslosigkeit schlechter. Für viele Arbeiter fallen Überschichten und Grundschichten weg. Das bedeutet eine Lohnbeeinträchtigung von 30 Prozent.

Der Erzähler erlebt bewußt die ersten Nazis am Arbeitsplatz und in seiner Siedlung. Die Machtübernahme Hitlers. Unterschiedliche Formen des Widerstandes. Das Drama des Heini Döhring, der gegen den Strom schwimmt und darin umkommt.

Was findet – in der dritten Perspektive – der erwachsene Johann Grohnke erzählenswert? Das Überleben in der Nazi-Epoche. Und anschließend die Not der Nachkriegsjahre. Die Arbeit unter Tage. Die gesundheitlichen Folgen. Den Aufbau der Gewerkschaft. Die Umweltvergiftung über Tage. Den Wandel der Konjunkturen. Und die sichtbare Veränderung der Natur in seiner Umgebung.

Wir begegnen den Dramen einer Männer-Welt. Nicht weil der Erzähler dies so wollte, sondern weil sie so strukturiert war. Alle „Originale" der Siedlung sind Männer. Es gibt keine einzige Geschichte über eine originelle Frau. Was heißt das? Männer konnten ihre Originalität wohl viel eher ausleben. Frauen hatten weniger Spielräume. Und sie wurden aus dem Blickwinkel sowohl des Jungen wie des Mannes viel weniger beachtet.

Seine eigene Frau kommt in den Geschichten nicht als Person vor. Ich weiß aber, daß sie für den Prozeß des Erzählens und des Schreibens eine unersetzliche Rolle spielte. Es gibt keinen Satz, den Johann nicht mit Lydia diskutierte. In wievielen Sätzen stecken ihre Anregungen, ihre Beobachtungen, ihre Kritik, ihre Erfahrungen!

Die Ambivalenz der Not. Beim Lesen tauchen Fragen und Staunen darüber auf, zu welcher Findigkeit das Elend und der Mangel die Leute herausfordern. Und: Wie sehr die Not dahin führt, daß menschliche Verquickungen entstehen, die ihre produktiven Seiten haben. Mit dem Schlagwort Solidarität lassen sie sich nur schemenhaft fassen.

In der „Lagerhaltung des Ruhrgebietes" waren die Menschen hochgradig aufeinander angewiesen – ebenso wie bei der Arbeit unter Tage. Ohne die Gemeinschaft in der Siedlung (dieses Wort wurde in der Nazi-Zeit vorsätzlich mißbraucht) wäre die Welt des Mangels in den zwanziger Jahren, in der Vorkriegs-, Kriegs- und Nachkriegszeit ungleich schwerer zu bewältigen gewesen.

So sind diese „Geschichten" nicht zuletzt ein konkreter Bericht über vielfältige Erscheinungsweisen der Menschenwürde unter schwierigen Umständen.

Die Dokumente haben auch unter einem weiteren Gesichtspunkt Bedeutung. Unsere Großelterngeneration war die letzte, die – in einer Übergangsphase der Industrialisierung – in Lebensformen der Einfachheit und weithin auch des Mangels lebte, wie sie – das müssen wir uns deutlich machen – jahrhundertelang zum Alltag gehörten.

Heute ist die einst selbstverständliche Tatsache, daß die Menschen aufeinander angewiesen waren und sich gegenseitig halfen, von einem zunehmenden Prozeß der beruflichen Differenzierungen und der räumlichen Anonymisierung des Wohnens aufgelöst. Durch Infrastrukturen wird diese Hilfe bereichsweise funktionsfähig ersetzt. Versicherungen vieler Art kommen hinzu. Aber das subjektive Befinden leidet an einer neuen Weise der Armut: an Kommunikationsmangel.

Die Katastrophenseite der Industrialisierung. In langen gesellschaftlichen Zusammenhängen wurden im 19. Jahrhundert in der Industrialisierung Verhältnisse mit einer breiten Unterseite einer katastrophenhaften Armut geschaffen, welche in den zunftorientierten Stadtkulturen weitgehend unbekannt waren. Die Industrialisierung vertiefte die Unterschiede zwischen arm und reich in gravierender Weise.

Die Geschichtswissenschaft und die politischen Leitbilder haben das kaum sachlich beobachtet. Sie waren daran gehindert, die Katastrophen, die durch die Industrialisierung entstanden, differenziert zu erkennen. Die Leidenswege der Individuen gerieten kaum ins Blickfeld. Die Geschichtswissenschaft selektierte – mit einem linear angelegten Fortschrittsbegriff. Er orientierte sich an der Kontinuität der technologisch-ingenieurhaften Verbesserungen. So wurde

angesichts der wachsenden Produktivität der Güter, auch angesichts von deren Verbilligung, die Unterseite des Prozesses nur verkürzt und mit allgemeinen Hinweisen auf Massenarmut wahrgenommen.

An diesem Punkt bietet Johann Grohnke reiches empirisches Material dafür, was es bedeutet, als Individuum zusammen mit einer gewaltigen Anzahl von Menschen im Elend zu stecken: er selbst zwei Drittel seines Lebens, sein Vater und Großvater das ganze Leben lang. „Viele Menschen wollten später nicht mehr an ihre Kindheit in dieser Zeit erinnert werden, so sehr hatten sie seelisch und materiell unter diesem Elend gelitten" (Johann Grohnke).

Der materielle Wohlstand läuft nicht proportional zu den Jahreszahlen. Der Grohnke-Text der „Jahreswende" zeigt beklemmend, daß Gewinn- und Verlustrechnungen nicht linear sind. Er macht nachdenklich darüber, ob die Zeiten besser werden, aber auch ob sie so schlecht sind, wie heute oft geklagt wird.

Makro- und Mikro-Geschichte. Was der Autor als Mikro-Geschichte beschreibt, ist eingebettet in Makro-Geschichte. Es ist spannend zu sehen, wie beide buchstäblich auf Haut und Knochen gehen.

So wichtig die Beobachtung der Makro-Aspekte der Geschichte ist, so stark werden sie hier aber aus der Empirie der Mikro-Aspekte relativiert. In den Mikro-Aspekten steckt ein Teil der Makro-Aspekte, vor allem weil sie über so lange Zeit und in solcher Breite wirksam sind. Aus diesem Grunde kann das empirische Material, das Johann Grohnke liefert, unsere Aufmerksamkeit in Richtung auf eine viel stärker subjekthaft orientierte Geschichtsschreibung lenken.

Und auf eine Sicht, die alle wichtigen Beobachtungen einer makrostrukturellen Prozeßhaftigkeit immerzu korrigiert: Geschichte ist kein abstraktes Geschehen, sondern ein Ereignisstrom, in dem ich als Zuschauer die Individuen in ihrer Konkretheit ernst nehmen möchte.

Multikulturelle Aspekte. Bereits in der ersten Geschichte läßt Johann Grohnke die Multikultur mit all ihren Problemen auftauchen.

Das Ruhrgebiet ist gegen Ende des 19. und zu Anfang des 20. Jahrhunderts das wichtigste Einwandererland Deutschlands. In vier Strömen kommen die Menschen aus bäuerlichen Strukturen, in denen sie mit wachsender Bevölkerungszahl nicht mehr genug Erwerbsarbeit zum Leben erhalten, ins Ruhrgebiet. Hier finden sie im Industrialisierungsprozeß neue Überlebensmöglichkeiten. Sie bringen ihr unsichtbares Erbe mit: aus dem agrarischen Umland Westfalen und Rheinland (Umlandwanderung), aus den ferneren deutschen Bereichen (Fernwanderung), aus Schlesien, Polen, Ostpreußen (Ost/West-Wanderung) und aus Jugoslawien, Italien, Spanien (Süd/Nord-Wanderung).

Alle Zuwanderer tragen die Erfahrungen und Bräuche ihrer Heimat mit sich, legen sie in der neuen Umgebung keineswegs ab, sondern pflegen sie unter anderen Bedingungen weiter.

Johann Grohnke beschreibt detailliert, wie sich die Polen bei ihrer Einwanderung um die Jahrhundertwende verhalten: Wie selbstverständlich sie zunächst ihre polnischen Vereine pflegen, ihre Kinder in polnische Abendschulen schicken und alles daran setzen, „um ihre Kultur, Sprache, Kleidung und Religion zu erhalten." Zu Hause spricht die erste Generation grundsätzlich nur polnisch.

Weil die Kinder oft unter Obhut der

Großmutter aufwachsen, lehrt diese sie „die uralten polnischen Kirchen- und Freiheitslieder". Die „Oma" gibt ihnen das weiter, was sie als ihre Erfahrungen aus dem Land mitnahm, in dem sie den größten Teil ihres Lebens verbrachte. „Kinder, die in der alten Heimat geboren waren, beherrschten die elterliche Heimatsprache. In den hiesigen Schulen mußten sie allerdings deutsch sprechen und schreiben. Sie bildeten später die zweite Generation in unserer Siedlung."

Der Autor schildert, wie die zweite Generation noch versucht, die heimatliche Sprache zu pflegen, vor allem auch in Form von alten Liedern. Sie singt sie noch – zu Ehren des Großvaters. Aber die Enkel verstehen nicht mehr, was gesungen wird.

Der Anteil der aus dem Ausland Kommenden, die nicht Deutsch sprechen, ist zu dieser Zeit der höchste, den es jemals gab. Auch die Zahlen aus der Hochkonjunktur der 1960/1970er Jahre sind demgegenüber vergleichsweise gering.

Das Eigentümliche daran: Die Nazis mußten diese Multikultur tabuisieren, weil diese Wanderung zu den Grundlagen des Wirtschaftssystems gehörte. Von Untermenschen sprachen sie nur in deren Heimatland Polen.

Es ist wichtig zu sehen, daß sowohl die Naheinwanderer als auch die Ferneinwanderer vorher Landarbeiter oder Bauern waren. Der Eingewöhnungsprozeß in die industrielle Arbeit war den ersten Koloniebewohnern, die aus den Nahbereichen kamen, noch voll gegenwärtig. Wahrscheinlich konnten sie sich deshalb in die Probleme der kulturell und sprachlich unterschiedlichen Minderheiten oder Mehrheiten aus den Fernbereichen gut hineinversetzen.

Die Subsistenzwirtschaft bot Anknüpfungspunkte an die früheren agrarisch geprägten Lebenswelten, von denen sie nicht nur in bezug auf eine kollektive Identität, sondern auch faktisch durch ihre Kenntnisse der ausgeklügelten Fruchtfolgen, der Behandlung von Tierkrankheiten und anderem ihren Nutzen hatten.

Hier waren es vor allem Frauen, die auf diese Weise auf einer Ebene der Überlebensstrategie Brücken zwischen alter und neuer Kultur sowie wichtige Kontakte zwischen den Menschen knüpften.

Bei den Männern stellten sich die sozialen Anknüpfungspunkte zwischen Einwanderern und Eingesessenen vor allem über die Arbeit her. Für die Jugendlichen spielte der Sport beim Zusammenwachsen der unterschiedlichen Kulturen eine zentrale Rolle. Körperliche Aktivitäten bildeten einen Bezugsrahmen, in dem Menschen sich – wie Kinder – ohne Sprache auf einer affektiven Ebene rasch verstanden.

Mythische Figuren. Johann Grohnke läßt die Leitbilder der sogenannten kleinen Leute erscheinen, ihre „Helden". Über sie entstehen Erzählungen: Wallek, Kala, der Fischhändler, Bohnenkaffee-Jan, Dob – der Südländer, Onkel Wilhelm, der Betriebstenor, der Jubilar. Zu den „Helden ohne Postamente" gehört Achazius, der Kolonieprophet, ein Bibelforscher. So skurril er erscheinen mochte, er stand mit seinem Leben für Gutheit ein.

Wenn man diese Gestalten genau anschaut, findet man in ihnen, auch wenn sie in profaner Sprache vorgestellt sind, mythische Verankerungen: Der Witzbold besitzt die Züge des Diogenes, der Lebensgenießer die Eigenschaften des Fauns, der Listige würde in Griechenland Odysseus heißen. Der schlagfertige Fischverkäufer verkörpert die Magie der Sprachfähigkeit des Demosthenes.

Der Vergleich mit den antiken mythischen Traditionen zeigt in der Wurzel ihrer Tiefenschichten viel Gemeinsames, trotz aller Unterschiede in den Oberseiten. Denn die gesellschaftlichen Verhältnisse haben andere Strukturen.

In der Welt der sogenannten kleinen Leute in der Siedlung besitzen die Gestalten dieser Mythen keine in Jahrhunderten aufgesammelten und dadurch auch elaborierten, d. h. kunstvollen Züge.

Während ich darüber nachdenke, höre ich den Einwand: „Romantik." Dieses Stichwort, falsch und klischeehaft verwandt, selten reflektiert, versucht argumentationslos den Fragenansatz zu zerstören, bevor er sich entfalten kann. Auch dies gehört zu den dramatischen Erfahrungen, die ich im Umgang mit der Kultur im Ruhrgebiet machte.

Mit Erstaunen studiere ich in mediterranen Ländern wie Mittelitalien und Griechenland, daß dort solche Figuren des vertieften Alltags breite Anerkennung erfahren. Daß sie als Mythen in der Bevölkerung weiterleben. Daß ständig neue ähnliche Gestalten erscheinen. Und daß die Kulturenbildung, die auch durch Dichtung, Literatur, Bildende Künste und Film geschieht, von ihnen lebt. Ein Italiener sagte mir dazu: „Der Verrückte, der Pazzo, ist bei uns eine ganz normale Seite des Normalen, die wir uns innerhalb der Normalität halten, um gut leben zu können."

Mir erscheinen, während ich als Lektorin an dem Buch arbeite, Johann Grohnke und Lydia Grohnke auf dem Wohnweg der Siedlung, vor einem faltenreichen Zechenhaus, wie die beiden mythischen Alten der griechischen Antike: wie Philemon und Baucis.

Wer mit Hilfe eines Kulturvergleichs versuchen würde, Einsichten in den vielschichtigen Sachverhalt zu erhalten, der könnte auch an die italienische Commedia dell'arte denken. In ihr macht das Volk die Erfahrung mythischer Wurzeln. Dies geschieht sowohl taufrisch als auch mit Ironie, die eine elaborierte Ausformung bricht und so in jedermanns Nähe auf die Straße rückt.

Die Klassiker der italienischen Filme beschäftigen sich mit ähnlichen Personen – dafür sind Fellini, Rosi und Taviani Beispiele. An ihnen wird sichtbar, daß es einer Kraft der Darstellung bedarf, die aus dem Einblick in die Tiefenschichten der Personen, ihrer Szenen und ihrer Dramen stammt. Das hat mit dem Ernstnehmen vieler Schichten zu tun.

Gehört es zur geringen Selbsteinschätzung des Industriegebietes, daß hier ähnliche Substanzen von Mythen bagatellisiert werden? Daß in den kulturellen Szenen dafür kaum Boden vorhanden ist?

Ich sehe kulturpolitische Aufgaben.

Wie gut, denke ich, daß es diesen Johann Grohnke gibt, der in so lebendigen „Geschichten" Geschichte festhielt.

Anmerkungen

1) *Vgl. Elias, 1976.*

2) *Johann Grohnke beteiligte sich auch an anderen Bürgerinitiativen. Erfolgreich wehrte er sich innerhalb der Bürgerinitiative „Rettet den Grafenbusch" dagegen, daß die Zeche Osterfeld das letzte Tieflandgebiet der alten Emscher am Grafenbusch mit seinem Wald zugunsten einer rund neunzig Meter hohen Waschberge-Halde zerstörte.*

3) *Vgl. J. Günter, 1980*

4) *Vgl. Lucas, 1973, 1974, 1978.*

5) *Das Defizit an Frauenarbeitsplätzen in Montanregionen hatte eine unterdurchschnittliche Frauenerwerbsquote zur Folge (Einfeldt, 1983, S. 270). Eine Arbeiterfamilie war in erster Linie auf den Lohn des Mannes angewiesen, der jedoch nur ausreichte, wenn intensive Garten- und Kleinviehwirtschaft betrieben wurde (Schlandt, 1970, S. 103). Diese fielen vor allem in den Tätigkeitsbereich der Frau. „Die wirtschaftliche Grundlage der Familie bildete also die Arbeit von Mann und Frau, wobei der Mann (. . .) vorwiegend Geld verdiente, während die Frau durch ihre Arbeit vorwiegend Geld einsparte." (Einfeldt, 1983, S. 269). Die Architektur der Arbeitersiedlungen mit Gärten und Ställen erlaubte ein Lohnniveau, von dem ein unverheirateter Berg- oder Hüttenarbeiter leben konnte, jedoch keine Familie. Die Arbeitskraft der Frau war eingeplant, diese Einkommenslücke nicht durch eigene Erwerbstätigkeit, sondern durch die Erwirtschaftung und Weiterverarbeitung auf dem Stück Land zu schließen. Der fließende Übergang zur ‚normalen' Hausfrauentätigkeit und die Tatsache, daß die Männer faktisch über das Geld verfügten, ist die Ursache für die Geringschätzung der Frauenarbeiten.*

Landschaftsverband Rheinland
Rheinisches Industriemuseum
Kleine Reihe, Heft 9

Rheinland-Verlag GmbH · Köln · 1992

Abtei Brauweiler · Postfach 2140 · 50250 Pulheim

2. unveränderte Auflage · 1993

Autor:
Johann Grohnke

Nachwort:
Janne Günter

Redaktion:
Milena Karabaic, Günter Morsch

Gestaltung:
Marianne Diedrich

Lithos:
Peukert, Köln

Satz und Druck:
ICS Communikations-Service GmbH,
Bergisch Gladbach

Titelfoto:
Kolonie Dunkelschlag, Zechenstraße, 5. 11. 1906

ISBN 3-7927-1303-9

Für Lydia Grohnke und Roland Günter,
die beide auf ihre Weise das
Zustandekommen dieses Buches
unterstützt haben.

Leben im Dunkelschlag

Erzählungen aus einer Arbeitersiedlung

Johann Grohnke

Mit einem Nachwort von Janne Günter



Landschaftsverband Rheinland
Rheinisches Industriemuseum

Oberhausen

Kleine Reihe
Heft 9